

## ONTOLOGISCHE VERPFLICHTUNGEN, OCKHAMS RASIERMESSER UND PARAPHRASIERUNG

Tatjana von Solodkoff / Richard Woodward

Erscheint in M. Schrenk (Hrsg.), *Handbuch Metaphysik*, Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2017

DRAFT - PLEASE CITE PUBLISHED ARTICLE

Ontologie ist das philosophische Studium dessen, was es gibt. Manchmal erscheint Ontologie als eine kuriose Disziplin, nicht zuletzt deshalb, weil viele ontologische Fragen nicht-philosophischer Natur zu sein scheinen. Wer wissen möchte, ob es im Universum dunkle Materie, mehr als zwei Arten von Tigern oder Sauerstoff auf dem Mars gibt, sollte besser eine Wissenschaftlerin fragen als einen Philosophen. Was also ist die *philosophische* Disziplin der Ontologie?

Eine naheliegende Antwort ist, dass ontologische Untersuchungen, wie sie von Philosophen und Philosophinnen durchgeführt werden, Fragen ›höheren Grades‹ oder ›allgemeiner Natur‹ zu dem, was es gibt, betreffen. Man betrachte zwei rote Dinge: zum Beispiel ein Paar roter Socken. Es scheint plausibel zu behaupten, dass es etwas gibt, das diese zwei Socken gemeinsam haben: Sie haben beide die Eigenschaft, rot zu sein. Für einige Philosophen ist dieser einleuchtende Gedanke buchstäblich wahr: Es gibt solche Dinge wie Eigenschaften, und die Eigenschaft, rot zu sein, ist etwas, das alle roten Dinge gemeinsam haben (Armstrong 1989; van Inwagen 2004). Andere Philosophen sind der Auffassung, dass dieser Gedanke falsch ist: Es gibt zwar rote Socken, aber kein weiteres Ding, Röte, zu dem beide Socken in Beziehung stehen. Unsere Rede von Eigenschaften wie Röte ist nur eine ungenaue Weise, Tatsachen über gewöhnliche, rote Dinge auszudrücken (Devitt 1980; Melia 2008).

Oder man nehme einen Schwarm elementarer Partikel, die sich in etwa an derselben Stelle wie der eigene Lieblingstisch befinden. Manche Philosophinnen argumentieren dafür, dass sich an dieser Stelle nur die Partikel befinden: Es gibt kein weiteres, zusammengesetztes Objekt, den Tisch. Die Rede von Tischen ist nur eine ungenaue Weise, Tatsachen über Partikel auszudrücken, die auf eine bestimmte Art und Weise arrangiert sind (van Inwagen 1990; Dorr/Rosen 2002). Andere widersprechen dieser Auffassung und vertreten stattdessen die Ansicht, dass es neben den Partikeln noch einen weiteren Gegenstand gibt: den aus den Partikeln zusammengesetzten Tisch (Lewis 1986; Sider 2001). In beiden Fällen dreht sich die philosophische Debatte um die Frage, was es gibt, und zwar in einem recht allgemeinen Sinn. Im ersten Fall lautet die Frage: gibt es Eigenschaften? Im zweiten Fall lautet sie: gibt es Dinge, die sich aus anderen Dingen zusammensetzen? Philosophinnen beantworten diese Fragen unterschiedlich und vertreten so voneinander verschiedene Auffassungen sowohl darüber, wie viele *Dinge* es gibt, als auch darüber, wie viele *Arten* von Dingen es gibt. Wer an Eigenschaften glaubt, wer ein Realist bezüglich Eigenschaften ist, der meint, dass es zusätzlich zu roten Dingen noch etwas anderes gibt: die Eigenschaft der Röte. Er behauptet damit, dass es ein zusätzliches Ding – die Eigenschaft der Röte – gibt, aber er behauptet auch, dass es eine zusätzliche Art von Dingen gibt – nämlich Eigenschaften. Die Anti-Realistin bezüglich Eigenschaften hält dagegen fest, dass es nur rote Dinge und weder Röte im Speziellen, noch Eigenschaften im Allgemeinen gibt. Die Uneinigkeit ist also sowohl *quantitativer* Natur (wie viele Dinge gibt es?) als auch *qualitativer* Natur (wie viele Arten von Dingen gibt es?) (Lewis 1973).

Diese Beispiele liefern eine Idee davon, welchen Inhalt ontologische Fragen haben und welche Absicht die fragenden Ontologen damit verfolgen. In diesem Eintrag werden zwei miteinander zusammenhängende Aspekte betrachtet. Nun betreffen diese zwei Aspekte aber nicht

ontologische Fragen erster Ordnung, d. h. Fragen, was es gibt. Vielmehr sind es Fragen zweiter Ordnung, ›metaontologische‹ Fragen dazu, wie philosophisch untersucht werden *sollte*, was es gibt. Der Fokus dieses Eintrags liegt dabei auf der Standardauffassung ontologischer Untersuchung, die die philosophische Literatur der letzten Jahre dominiert hat. Diese Auffassung haben wir zum größten Teil dem Einfluss von Willard Van Orman Quine zu verdanken (vgl. Quine 1948; für eine Verteidigung der Standardauffassung, vgl. van Inwagen 1998; für eine kritische Diskussion, vgl. Melia 1995; Yablo 1998; Fine 2009).

## **Ontologische Festlegung**

Wie sollte die Ontologin nun vorgehen, um ontologische Fragen wie, ›Gibt es Eigenschaften?‹, ›Gibt es Zahlen?‹ oder auch ›Gibt es bloß mögliche Objekte?‹, zu beantworten? Zunächst einmal ist anzumerken, dass jemand, der eine Frage der Form ›Gibt es As?‹ positiv beantwortet, als ›Realist‹ bezüglich As bezeichnet werden kann, während jemand, der die Frage negativ beantwortet, häufig eine ›Anti-Realistin‹ bezüglich As genannt wird. In der Fachsprache der Ontologinnen wird dann gesagt, dass Realisten ›ontologisch‹ auf As ›festgelegt‹ seien. Während der Realist bezüglich Eigenschaften oder Zahlen die Annahme akzeptiert, dass es solche Gegenstände gibt, lehnt die Anti-Realistin diese Annahme ab. Sie ist daher versucht, eine ontologische Festlegung auf diese Dinge zu vermeiden.

Doch auf welcher Basis entscheidet sich der Theoretiker für die realistische oder anti-realistische Position bezüglich As? Um diese Frage zu beantworten, ist es sinnvoll, zunächst etwas über die ›Träger‹ ontologischer Festlegungen zu sagen. Man kann zwischen den ontologischen Festlegungen des Theoretikers und denen einer Theorie unterscheiden. Für diesen Eintrag wird angenommen, dass die primären Träger ontologischer Festlegungen Theorien seien. Theoretikerinnen legen sich diesem Bild zufolge nur in einem abgeleiteten Sinne ontologisch fest: Eine Theoretikerin ist ontologisch auf Dinge einer bestimmten Art festgelegt, sobald sie eine Theorie für wahr hält, die selbst ontologisch auf Dinge dieser Art festgelegt ist. So legt sich Stephen Hawking ontologisch auf Elektronen und schwarze Löcher fest, indem er eine Theorie akzeptiert, die auf diese Dinge festgelegt ist.

Man kann eine Theorie als eine Menge von Sätze betrachten, die der Theorie zufolge wahr sind. Ein Satz  $S$  ist einer Theorie  $T$  zufolge genau dann wahr, wenn  $S$  eine logische Konsequenz aus  $T$  ist. Ein ›existenzialer Satz‹ ist ein Satz der Form ›Es gibt ein  $x$ , so dass gilt:  $x$  erfüllt eine bestimmte Bedingung‹ oder formaler ausgedrückt:  $\exists x(x)$ . Ein Satz  $S$  ist eine ›existenziale Konsequenz‹ aus  $T$ , genau dann wenn er ein existenzialer Satz ist, der  $T$  zufolge wahr ist. Und wenn  $S$  eine existenziale Konsequenz aus  $T$  ist, dann ist  $T$  ontologisch auf die Dinge verpflichtet, die die Bedingung in  $S$  erfüllen. Hier ist ein Beispiel: Eine Theoretikerin, die behaupten möchte, dass rote Dinge etwas miteinander gemeinsam haben, akzeptiert nun eine Theorie derzufolge manche Dinge ein anderes Ding instanziierten (das instanziierte Ding ist das, was die anderen Dinge gemeinsam haben). Eine existenziale Konsequenz ihrer bevorzugten Theorie lautet: ›Es gibt ein  $x$ , so dass gilt:  $x$  ist instanziiert‹, wobei instanziiert zu sein die Bedingung ist, die  $x$  erfüllen muss. Die Theorie ist somit auf Dinge einer bestimmten Art festgelegt, nämlich instanziierte Dinge, d. h. Eigenschaften. Da die Theoretikerin diese Theorie für wahr hält, ist sie auch ontologisch auf Eigenschaften festgelegt.

Zusammenfassend lässt sich folgendes festhalten: Die Träger ontologischer Festlegungen sind Theorien, es ist aber möglich, in einem abgeleiteten Sinn von den ontologischen Festlegungen der Theoretiker zu sprechen. Eine Theorie ist genau dann ontologisch auf Dinge festgelegt, die eine bestimmte Bedingung erfüllen, wenn aus der Theorie folgt, dass es Dinge gibt, die diese Bedingung

erfüllen. Ähnlich ist die Theoretikerin genau dann ontologisch auf Dinge festgelegt, die eine bestimmte Bedingung erfüllen, wenn sie eine Theorie für wahr hält, aus der folgt, dass es Dinge gibt, die diese Bedingung erfüllen.

Wie passt nun dieses Bild von ontologischer Festlegung mit der vorangegangenen Ansicht zusammen, dass Ontologie das Studium dessen ist, was es gibt? Immerhin sind ontologische Fragen keine Fragen über Theorien oder Theoretiker: Es sind Fragen über die Welt. Ontologinnen interessieren sich dafür, was es gibt und nicht dafür, was wir denken, was es gibt. Was also haben ontologische Festlegung und Ontologie miteinander zu tun?

### **Theorienwahl und Ockhams Rasiermesser**

Es gibt zwei verschiedene Fragen, die bezüglich ontologischer Festlegung aufgeworfen werden. Zum einen kann man sich die *deskriptive* Frage stellen: was sind die ontologischen Verpflichtungen einer bestimmten Theorie oder Theoretikerin. Für diese Aufgabe ist es hilfreich, das Bild von ontologischer Festlegung heranzuziehen, das im vorangegangenen Abschnitt gezeichnet wurde. Denn dieses legt eine Methode nahe, wie herausgefunden werden kann, worauf die Theorien und Theoretiker festgelegt sind. Man könnte aber auch eine *normative* Frage stellen: was sollten die ontologischen Verpflichtungen der Theoretikerin sein. Oder anders gefragt: wieso sollte sie eine bestimmte Theorie für wahr halten, und inwiefern ergibt sich aus ihren Fürwahrhalten eine ontologische Festlegung auf Dinge einer bestimmten Art?

Obwohl klar scheint, dass man nur die Theorien für wahr halten sollte, die auch tatsächlich wahr sind, ist es doch oft nicht so einfach, zwischen verschiedenen Theorien zu entscheiden. Konkurrierende Theorien sollten anhand von bestimmten Merkmalen miteinander verglichen werden; Merkmalen, von denen anzunehmen ist, dass sie als Evidenz für oder gegen eine Theorie dienen. Angenommen, Juan sucht eine Malerin. Nachdem er verschiedene Angebote eingeholt hat, muss er nun eins auswählen. Er vergleicht die Angebote in Hinblick auf bestimmte Merkmale, die er für wichtig hält, zum Beispiel den Preis, die Verlässlichkeit der Malerin, usw. Juans Ziel besteht darin, das insgesamt beste Angebot auszuwählen. Ähnlich verhält es sich bei der Theorienwahl. Die Strategie der Theoretikerin besteht darin, die Merkmale der fraglichen Theorie in Betracht zu ziehen, die allgemein als Evidenzen für oder gegen eine Theorie sprechen. Schließlich ist die beste Theorie jene, die das beste Kosten-Nutzen-Verhältnis aufweist (vgl. inbes. Lewis 1986).

Die Merkmale, von denen generell angenommen wird, dass sie diese Art von beweisträchtiger Rolle bei der Theorienwahl spielen, werden als ›theoretische Werte‹ bezeichnet. Wenn zum Beispiel eine Theorie  $T1$  besser mit anderen bereits akzeptierten Theorien in anderen Bereichen zu vereinbaren ist als Theorie  $T2$ , dann zählt dies als Evidenz für  $T1$ , nicht aber für  $T2$ . Viele Theoretikerinnen halten es außerdem für plausibel, dass konservative Theorien besser sind als radikalere Theorien. Anders ausgedrückt: Theorien, die eine radikale Veränderung vom Ausgangspunkt bedeuten, verdienen ihnen zufolge weniger Vertrauen als Theorien, die sich kaum vom Ausgangspunkt wegbewegen. Ein theoretischer Wert, der besonders im Zusammenhang mit ontologischen Untersuchungen von Bedeutung ist, ist die ›theoretische Einfachheit‹. Die Idee ist, dass einfache Theorien unser Vertrauen mehr verdienen als kompliziertere Theorien. Theoretische Einfachheit findet eine breite Anwendung, sowohl in wissenschaftlichen als auch in philosophischen Untersuchungen. Dennoch ist Einfachheit ein nebulöser Begriff, der, wie Karl Popper (1995) schreibt, viele verschiedene Bedeutungen hat.

In der Philosophie wird Einfachheit vermutlich am häufigsten in Hinblick auf Ockhams berühmtes Rasiermesser verstanden: man sollte Entitäten nicht über Erklärungsnotwendigkeit hinaus multiplizieren. Nur wenn man Dinge tatsächlich zwingend zur Erklärung der erklärungswürdigen Phänomene benötigt, sollte man sie auch annehmen. Diese Art von Einfachheit, auf die Ockhams Regel hinweist, wird oft als ›ontologische Sparsamkeit‹ bezeichnet. Doch Ockhams Rasiermesser wirft zwei wichtige Fragen auf. Erstens, wie genau sollte Ockhams Regel ausgelegt werden und, zweitens, inwiefern ist die Theoretikerin gerechtfertigt anzunehmen, dass die verhältnismäßige Einfachheit einer Theorie Evidenz dafür ist, dass sie wahr ist?

In einem Sinn ist klar ersichtlich, wie Ockhams Rasiermesser zu verstehen ist: von zwei Theorien, die dieselbe erklärende Kraft besitzen, sollte jene bevorzugt werden, die weniger ontologische Festlegungen besitzt. Aber David Lewis (1973) weist darauf hin, dass diese Bevorzugung von sparsamen Theorien auf zwei Weisen verstanden werden kann: *Qualitative* Sparsamkeit betrifft die Anzahl der *Arten von Dingen*, auf die eine Theorie ontologisch festgelegt ist. Eine materialistische Theorie, die nur Körper annimmt, ist qualitativ sparsamer als eine dualistische Theorie, die sowohl von Körpern als auch von Seelen ausgeht.

*Quantitative* Sparsamkeit betrifft die Frage, auf wie viele *Dinge einer Art* eine Theorie festgelegt ist. Eine materialistische Theorie, die von 10 Milliarden Körpern ausgeht, ist quantitativ sparsamer als eine materialistische Theorie, die von 100 Milliarden Körpern ausgeht, auch wenn letztere immer noch qualitativ sparsamer ist als die dualistische Theorie.

Die Frage, wie die Forderung nach Einfachheit im Allgemeinen und Sparsamkeit im Speziellen zu rechtfertigen ist, fand in der philosophischen Literatur bislang nur wenig Beachtung. Dies gilt vor allem für die Metaphysik, in der Verweise auf die größere Sparsamkeit einer Theorie oft verwendet wird, um für die Theorie zu werben. Im Großen und Ganzen scheinen sich Ontologen meist mit einem Hinweis darauf zufrieden zu geben, dass Ockhams Rasiermesser eine wichtige Rolle in den Naturwissenschaften spielt, und dass was auch immer die Anwendung der Regel in den Naturwissenschaften rechtfertigt, auch die Anwendung in der Philosophie rechtfertigt (vgl. auch Quine 1963; s. Kap. 59).

## Paraphrasen

Man könnte meinen, es sei offensichtlich, dass es Zahlen, Eigenschaften oder Möglichkeiten gibt. Würde nicht jeder vernünftige Mensch die folgenden Sätze als wahr akzeptieren?

- (1) Die Zahl der Planeten ist acht.
- (2) Es gibt etwas, das alle roten Dinge gemeinsam haben.
- (3) Es gibt mehrere Möglichkeiten für Esther, das

Schachspiel zu gewinnen.

Doch diese Sätze haben existenziale Konsequenzen, die sich direkt auf die Arten von Fragen auswirken, mit denen sich die Ontologie beschäftigt. Auf den ersten Blick scheint es so, als ob (1) nicht wahr sein könne, ohne dass es Zahlen gibt, (2) nicht wahr sein könne, ohne dass es Eigenschaften gibt, und (3) nicht wahr sein könne, ohne dass es Möglichkeiten gibt. Bedeutet das nicht, dass Ontologie ganz einfach ist? (Für eine Verteidigung der ›einfachen‹ Ansicht bezüglich ontologischer Untersuchungen vgl. Thomasson 2014.)

Nun bietet uns die Offensichtlichkeit der drei Beispielsätze einen Grund dafür daran zu glauben, dass es Zahlen, Eigenschaften und Möglichkeiten gibt, aber diese Evidenz erscheint leicht anfechtbar. Man vergleiche dafür die Sätze mit dem folgenden:

(4) Ein deutscher Durchschnittshaushalt besteht aus 2,01 Mitgliedern.

Wenn man davon ausgeht, dass die Statistik stimmt, so erhält man nun unter Anwendung derselben Überlegungen, die in Bezug auf die Sätze (1) bis (3) angestellt wurden, seltsame Ergebnisse. Denn es scheint, als ob (4) nur dann wahr sein könne, wenn es Durchschnittshaushalte gibt. Doch wer ist dieser deutsche Durchschnittshaushalt, der aus zwei Mitgliedern und einem zerquetschen besteht? Das ist natürlich eine alberne Frage, denn Durchschnittshaushalte gibt es nicht, und die Rede von Durchschnittshaushalten ist nur eine bequeme Art, sich auszudrücken. Etwas komplizierter ließe sich in etwa dasselbe mit dem folgenden Satz übermitteln:

(4\*) Die Zahl der deutschen Haushaltsmitglieder geteilt durch die Zahl deutscher Haushalte ist 2,01.

Dieser Satz scheint nicht die existenziale Konsequenz, dass es Durchschnittshaushalte gibt, nach sich zu ziehen. Dass (4\*) genauso gut verwendet werden kann, um das mitzuteilen, was mit einer Äußerung von (4) ausgedrückt wird, spricht dafür, dass wir nicht akzeptieren müssen, dass es so etwas wie Durchschnittshaushalte gibt.

Doch auch für die Sätze (1) bis (3) lassen sich ›unschuldige‹ Paraphrasen finden:

(1\*) Es gibt acht Planeten.

(2\*) Alle roten Dinge sind rot.

(3\*) Esther könnte das Schachspiel gewinnen, indem

sie ihren Läufer auf B4 oder ihre Königin auf D8 setzt.

Diese Sätze scheinen nicht dieselben existenzialen Konsequenzen zu haben wie ihre ›aufgeladenen‹ Gegenstücke. Während es zum Beispiel dafür, dass (2) wahr ist, Eigenschaften geben muss, werden für die Wahrheit von (2\*) nur konkrete Gegenstände benötigt. Damit ist es nicht mehr offensichtlich, dass wir Theorien, die Sätze wie (2) enthalten, für buchstäblich wahr halten sollten. Die Beweislast liegt nun bei der Realistin. Sie sollte in der Lage sein zu zeigen, warum Rede über Zahlen nicht analog zur Rede über Durchschnittshaushalte verstanden werden kann oder sollte, d. h. als eine bequeme Art, um sich über konkrete rote Gegenstände zu unterhalten.

Die soeben vorgestellte Methode zur Vermeidung ontologischer Festlegungen wird häufig als die ›Paraphrasestrategie‹ bezeichnet. Dass Sätze mit bestimmten existenzialen Konsequenzen durch Sätze paraphrasiert werden können, die äquivalent sind, aber diese Konsequenzen nicht haben, zeige, so die Verfechter dieser Strategie, folgendes: die ontologischen Festlegungen, die die ursprünglichen Sätze mitzubringen scheinen, sind tatsächlich nur scheinbar vorhanden. Quine zufolge zeigen Paraphrasen, wie etwas ausgedrückt werden kann, ›ohne die ontologische Zeche begleichen‹ zu müssen. Doch die Paraphrasestrategie wirft auch einige Fragen auf.

So könnte man sich zunächst fragen, welche Auffassung von Äquivalenz bedeutsam ist, die der angeblichen Beziehung zwischen unschuldigen Sätzen wie (1\*) bis (4\*) und ihren geladenen Gegensätzen (1) bis (4) zugrunde liegt. Ist damit gemeint, dass (1) und (1\*) dieselbe Bedeutung

haben? Dieses Verständnis der Beziehung zwischen den beiden Sätzen ist problematisch (vgl. Alston 1958). Wer die Paraphrasestrategie verfolgt, nimmt an, dass das Vorhandensein einer Paraphrase die scheinbaren Festlegungen des Originalsatzes aufhebt. Wenn nun aber die Sätze bedeutungsgleich sind, welchen Grund gibt es dafür anzunehmen, dass der unschuldige Satz die scheinbaren ontologischen Festlegungen des aufgeladenen Satzes aufhebt? Es könnte doch auch so sein, dass die Tatsache, dass der aufgeladene Satz für die ontologischen Festlegungen maßgebend ist und somit der scheinbar unschuldige Satz mehr existenziale Konsequenzen hat, als zunächst angenommen (vgl. Melia 1995). Befürworter der Paraphrasestrategie sind daher verpflichtet zu zeigen, dass die Beziehung zwischen den unschuldigen Sätzen und ihren aufgeladenen Gegenständen ›asymmetrisch‹ ist, d. h. weshalb die unschuldigen Sätze besonders genau und klar, ihre aufgeladenen Gegensätze aber ungenau und irreführend sind.

Die Paraphrasestrategie könnte nun behaupten, dass (1\*) deshalb genau sei, (1) aber ungenau, weil der erste Satz wahr, der zweite aber falsch sei. Doch das löst das Problem nicht. Es bleibt nach wie vor zu zeigen, wieso dem unschuldigen Satz die positiven Attribute zufallen sollen – wahr, genau, klar – während dem geladenen Gegenstück die negativen Attribute zukommen – falsch, ungenau, irreführend. Lediglich zu behaupten, dass es sich ebenso verhält, genügt nicht. Darüber hinaus ist unklar, in welchen Sinne man nun (1) und (1\*) als äquivalent betrachten kann, wenn sie über unterschiedliche Wahrheitswerte verfügen. Andere Paraphrasestrategen weichen darauf aus zu sagen, dass beide Sätze wahr sind, der unschuldige Satz aber über ein anderes positives Merkmal verfügt, das (1) und (1\*) zwar als äquivalent ausweist, sie aber dennoch in eine asymmetrische Beziehung zueinander stellt (vgl. den ›versöhnlichen‹ Ansatz, der in von Solodkoff 2015 diskutiert wird). Vertreter dieses Ansatzes sollten erläutern können, um welches Merkmal es sich handelt. Doch ist damit die Rechtfertigungsfrage, warum die einen Sätze den anderen zu bevorzugen sind, auch noch nicht geklärt.

Quine vertritt die Auffassung, dass der unschuldige Satz nur ›funktional äquivalent‹ zu seinem geladenen Gegenstück sein muss (vgl. Quine 1960). So kann die Funktion, die die Rede über Durchschnittshaushalte in (4) in unserem Alltag und im intellektuellen Leben erfüllt, ebenso durch (4\*) erfüllt werden. Quine zufolge müssen die Sätze nicht dasselbe bedeuten, sondern nur denselben Zweck erfüllen. Quine, behauptet außerdem, dass Theorien, die Rede über Durchschnittshaushalten vermeiden, *sparsamer* sind als Theorien, die von diesen reden. Er liefert somit einen Grund dafür, weshalb Theorien, die nur Sätze wie (4\*) enthalten, besser sind als jene, die auch Sätze wie (4) enthalten. Da die Theoretikerin nur die beste Theorie für wahr hält, legt sie sich ontologisch auch nur auf die Dinge fest, auf die die beste Theorie festgelegt ist.

Es ist wichtig anzumerken, dass daraus, dass eine sparsamere Theorie formuliert werden kann, noch nicht folgt, dass die Dinge, die die weniger sparsame Theorie annimmt, nicht existieren. Denn ontologische Sparsamkeit ist nicht der einzige theoretische Wert, der eine Theorie auszeichnen kann (Eleganz, Kohärenz, und andere theoretische Werte können ebenfalls ins Gewicht fallen, s. Kap. 62). So erklärt sich auch, dass Paraphrasestrategien sowohl von Realistinnen als auch Anti-Realisten angewendet werden. David Lewis argumentiert dafür, dass es mögliche Welten gibt, weil der aufgeladene Satz ›es gibt eine mögliche Welt, in der Esel sprechen können‹ eine naheliegende Paraphrase des unschuldigen Satzes ›Esel hätten sprechen können‹ ist. Lewis ist sich dessen bewusst, dass seine Theorie dadurch, dass es mögliche Welten annimmt, weniger sparsam ist Theorien seiner Rivalinnen. Doch er vertritt die Auffassung, dass seine Theorie aufgrund anderer theoretischer Werte *insgesamt* besser ist als die der Konkurrenz.

## Abschließende Anmerkungen

In diesem Eintrag wurde ein Bild von ontologischer Untersuchung – vor allem ihrem Inhalt und ihrer Methode – gezeichnet, das wesentlich von Quine und seinen Anhängern beeinflusst ist. Es zeigt eine reichhaltige, wie auch einflussreiche Auffassung davon, was ontologische Meinungsverschiedenheiten auszeichnet, und wie sie behandelt werden sollten. Das heißt nicht, dass Quines Ansatz immun gegenüber Kritik ist. Verschiedene Philosophinnen und Philosophen argumentieren dafür, dass Quine entweder den Inhalt ontologischer Auseinandersetzungen fehlidentifiziert oder die ontologische Methode falsch charakterisiert hat (vgl. etwa Melia 1995; Fine 2009; Schaffer 2009; Yablo 1998). Ziel dieses Eintrags war es, eine hinreichend detaillierte Einführung in den von Quine inspirierten Ansatz zur Ontologie anzubieten, um so die interessierte Leserin in die Lage zu versetzen, Quines Ansatz besser wertzuschätzen und sich mit den Kritikern dieses Ansatzes auseinander setzen zu können.

### **Weiterführende Literatur**

Melia, Joseph: On what there's not. In: *Analysis* 55 (1995), 223–229.

Quine, Willard V. O.: On what there is. In: *Review of Metaphysics* 2 (1948), 21–36.

Rayo, Agustin: Ontological commitment. In: *Philosophy Compass* 2 (2007), 428–444.

van Inwagen, Peter: Metaontology. In: *Erkenntnis* 48 (1998), 233–250.

von Solodkoff, Tatjana: Paraphrase strategies in metaphysics. In: *Philosophy Compass* 9 (2014), 570–582.

### **Literatur**

Alston, William: Ontological commitments. In: *Philosophical Studies* 9 (1958), 8–17.

Armstrong, David: *Universals: An Opinionated Introduction*. Boulder 1989.

Devitt, Michael: Ostrich nominalism or mirage realism? In: *Pacific Philosophical Quarterly* 61 (1980), 433–499.

Dorr, Cian/Rosen, Gideon: Composition as a fiction. In: Richard Gale (Hg.): *The Blackwell Companion to Metaphysics*. Oxford 2002, 151–174.

Fine, Kit: The question of ontology. In: David Chalmers/David Manley/Ryan Wasserman (Hg.): *Metametaphysics*. Oxford 2009, 157–177.

Lewis, David: *Counterfactuals*. Oxford 1973.

Lewis, David: *On the Plurality of Worlds*. Oxford 1986. Melia, Joseph: A world of concrete particulars. In Dean Zimmerman (Hg.): *Oxford Studies in Metaphysics* 4 (2008), 99–124.

Popper, Karl: *The Logic of Scientific Discovery*. London 1959. Quine, W. V.O: *Word and Object*. Cambridge MA 1960. Quine, W. V.O: On simple theories of a complex world. In: *Synthese* 15 (1963), 103–106.

Schaffer, Jonathan: On what grounds what. In: David Chalmers/David Manley/Ryan Wasserman (Hg.): *Metametaphysics*. Oxford 2009, 347–383.

Sider, Theodore: *Four-Dimensionalism*. Oxford 2001.

van Inwagen, Peter: *Material Beings*. Ithica 1990.

van Inwagen, Peter.: A theory of properties. In: Dean Zimmerman (Hg.): *Oxford Studies in Metaphysics* 1 (2004), 107–138.

Yablo, Stephen: Does ontology rest on a mistake? In: *Aristotelian Society Supplementary Volume* 72 (1998), 229–283.